

Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Raabe, Katharina / Sznajderman, Monika  
**Odessa Transfer**

Nachrichten vom Schwarzen Meer  
Herausgegeben von Katharina Raabe und Monika Sznajderman. Mit einem  
Fotoessay von Andrzej Kramarz

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42117-8

SV



# Odessa Transfer

## Nachrichten vom Schwarzen Meer

Herausgegeben

von Katharina Raabe  
und Monika Sznajderman

Mit einem Fotoessay

von Andrzej Kramarz

Suhrkamp

Die Herausgeberinnen und der Verlag danken der Robert Bosch Stiftung für die großzügige Unterstützung sowie dem Buchinstitut, Krakau, dem Rumänischen Kulturinstitut, Bukarest, und der Stiftung Ungarisches Buch, Budapest, für die Förderung der Übersetzungen.

Frontispiz: Antike Ruinen. Kobuleti. Georgien

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum

Printed in Germany

Erste Auflage 2009

ISBN 978-3-518-42117-8

1 2 3 4 5 – 13 12 11 10 09

## Inhalt

### Vorwort

Odessa Transfer und das Meer der Widersprüche 7

Aka Morchiladze

Eine Stadt riecht nach Flucht

*Batumi/Georgien* 16

Emine Sevgi Özdamar

Bitteres Wasser

*Istanbul und die türkische Schwarzmeerküste* 40

Andrzej Stasiuk

Auf dem Weg nach Istanbul

*Bulgarien und die europäische Türkei* 50

Sibylle Lewitscharoff

Insel der Glücklichen

*Vor der bulgarischen Schwarzmeerküste* 66

Takis Theodoropoulos

Die Eroberung des Euxeinos Pontos

*Von Korinth nach Kolchis* 78

Mircea Cărtărescu

Die Küste des Exils

*Tomis, Constanța und der Pontos Axeinos* 93

Attila Bartis

Das einzige Meer. Metamorphosen

*Donaukanal und Balkanhalbinsel* 111

Katja Lange-Müller  
Der Käfersommer von Doi Mai  
*Rumänische Schwarzmeerküste* 132

Nicoleta Esinencu  
Odessa Transfer  
*Von Chişinău zum Siebten Kilometer* 146

Karl-Markus Gauß  
Die unaufhörliche Wanderung  
*Odessa* 186

Serhij Zhadan  
Postsowjetische Paradiese  
*Die Krimküste* 200

Katja Petrowskaja  
Die Kinder von Orłjonok  
*Von Krasnodar nach Sotschi* 220

Neal Ascherson  
Eine Chance für Abchasien  
*Von Pizunda nach Suchumi* 242

Kurzbiographien 255

## Vorwort

### Odessa Transfer und das Meer der Widersprüche

»Wie die Endmoräne eines Gletschers ist die Schwarzmeerküste ein Ort, wo über mehr als viertausend Jahre der Schutt menschlicher Wanderungen und Invasionen abgelagert wurde. Die Küste, erschöpft und still, spricht von der Geduld von Stein, Sand und Wasser, die viel menschliche Ruhelosigkeit erlebt und überlebt haben.«

Das schreibt der britische Historiker Neal Ascherson in seinem 1995 erschienenen Buch *Schwarzes Meer*. Seine weitausholende Kulturgeschichte, die Quellenstudium mit unermüdlicher Reiseerfahrung und Augenzeugenschaft verbindet, fördert zutage, was sich in diesem ereignisgeschichtlichen Ballungsraum in einer recht kurzen historischen Zeitspanne abgespielt hat. Hier gibt es kaum eine Ortschaft, eine Ruine, eine Festung, die nicht auf den Fundamenten zerfallener großer oder kleiner Reiche errichtet worden wären.

*Last & Lost*, der *Atlas des verschwindenden Europas*, hat die Küste des Schwarzen Meeres nur berührt – in Sulina an der Donaumündung, wo der Kontinent im Wasser versinkt. Den literarischen Nachrufen auf das Untergehende und Verlorene lassen wir mit *Odessa Transfer* die Erzählungen vom Leben am Meer und die Reflexion über Räume der Unruhe folgen. Schriftsteller aus den Anrainerstaaten des Schwarzen Meeres und Autoren, die seine Küsten bereist oder sich nach ihnen gesehnt haben, haben wir um Berichte von Städten und Landschaften gebeten, an denen etwas Zukünftiges sichtbar wird. Gegenden tauchen auf, an denen Träume, Erinnerungen, Nostalgien hängen, Landstriche, die Entzücken oder Entsetzen hervorrufen.

Diese Texte sind härter und politischer ausgefallen als erwartet. Die Freiheit des Meeres scheint gegen die Unfreiheit der Verhältnisse zu rebellieren. Die Zukunft wirkt wie eine Gefangene der Vergangenheit. Die Kontemplation über das Verschwinden schlägt bei Attila Bartis um in die Phantasie, das von der Diktatur gequälte Heimatland Rumänien möge in den Fluten des Schwarzen Meeres versinken. Die poetische Imagination



vermag sogar ein ganzes Land, Bulgarien, durch »kollektives Ausrücken« (Sibylle Lewitscharoff) auf eine Schwarzmeerinsel vor der künftigen Geschichtskatastrophe in Sicherheit zu bringen. Reflexionen über archaische Gegensätze, Widersprüche und Ambivalenzen, die am Schwarzen Meer aufeinanderstoßen – Steppe und Meer, »Barbarei« und »Zivilisation«, Orient und Westen, Asien und Europa – durchziehen das ganze Buch.

\*

Anders als die Ostsee und das Mittelmeer war das Schwarze Meer in den Jahrzehnten des Kalten Kriegs ein toter Raum. Hier verlief die Grenze zwischen den Militärbündnissen NATO und Warschauer Pakt. Der Kurort Jalta auf der Krim, wo Churchill, Roosevelt und Stalin 1945 in der nahegelegenen Zarenresidenz Liwadija konferierten, gerann zum Symbol der europäischen Teilung. Bis 1991 war das Schwarze Meer quasi ein Binnenmeer der Sowjetunion. Heute sind die militärischen Sperranlagen zwischen dem NATO-Partner Türkei und Bulgarien so gut wie verschwunden; mit dem Beitritt Bulgariens und Rumäniens grenzt die Europäische Union nun auch ans Schwarze Meer. Abgebaut sind auch die Grenzanlagen im Osten, zwischen Georgien und der Türkei; beide Länder pflegen intensive nachbarschaftliche Beziehungen. Die Türkei, engster Verbündeter der USA im Schwarzmeerraum, ist zugleich der wichtigste Wirtschaftspartner des ebenfalls westlich orientierten Georgiens. Das Konfliktpotential liegt zutage: Rußlands Einflußsphäre im Schwarzen Meer schwindet dramatisch.

Während die Türkei ihre feuchte, von unberechenbaren Wetterlagen heimgesuchte Schwarzmeerküste zugunsten der beiden Mittelmeerküsten – der Ägäis und der Südküste – touristisch vernachlässigte, war das Schwarze Meer für das Russische Imperium seit dem 19. Jahrhundert der Inbegriff des Südens. Alles, was die Bewohner des riesigen, nördlichen Landes entbehrten, Sonne, Wärme, Vielfalt der Farben, üppige, subtropische Vegetation, Reichtum an Früchten, boten die Küsten der Krim, Südrußlands und Georgiens. »Die Schwarzmeerküste von Odessa bis Batumi« lautet der Titel eines Bildbands, der 1966 im Verlag Sowjetski Chudozhnik (Sowjetkünstler) in Moskau erschien. Blauer Himmel beherrscht die Bilder

– ein einheitlich tiefblauer Himmel über den klassizistischen Theater- und Hotelpalästen der Zarenzeit, den Pionierlagern und Sanatorien der Stalin- und Chruschtschow-Ära, den botanischen Gärten von Nikita auf der Krim bis zum Dendrarium in Sotschi. Dieses Blau suggeriert, daß all die Palmenalleen und Promenaden, die exotischen, ausladenden Gärten, die Kiefern- und Pinienhaine der Krim und die Affenstation bei Suchumi, die spitzen Grate der Krimgebirge und die imposanten Gipfel des Kaukasus einem einheitlichen Raum angehören, einem Reich des Glücks und des Sommers, das allen offenstand. Die Sanatoriumsanlagen mit ihren griechischen Vasen, Springbrunnen, Arkaden und Fruchtbarkeitstempeln waren »Räume des Jubels« (Michail Ryklin), in denen der Neue Mensch im Vorschein einer strahlenden Zukunft wandeln durfte.

Nicht zufällig sind Leninstandbilder bis heute auf der Krim omnipräsent. In den meisten anderen Landesteilen der Ukraine sind sie längst entsorgt, Straßen und Plätze umbenannt. Hier überdauert Lenin quasi als Schutzheiliger des Kurbetriebs. Der Obelisk, in den das Dekret zur »Nutzung der Krim für die Gesundung der Werktätigen« eingemeißelt ist, steht immer noch am Eingang des Kurparks zu Jalta, unweit einer jener architektonischen Gewalttaten der neureichen Russen und Ukrainer, die die Küsten der Krim und Südrußlands inzwischen barbarisch zurichten. Die einst schönsten »Kurorty« Gagra und Pizunda, für viele Ostdeutsche gleichbedeutend mit den ersten Ferien an einem südlichen Meer, sind heute unzugänglich und streckenweise vermint – eine Folge des georgisch-abchasischen Krieges 1992.

An der Grenze zwischen der Türkei und Georgien, in Batumi, beginnt unser Buch. Nach einer Umrundung des Schwarzen Meeres im Uhrzeigersinn endet es wieder am Fuß des Kaukasus, an den einstmals schönsten Stränden der »sowjetischen Riviera«. Der georgische Autor Aka Morchiladze hatte seine Geschichte über Batumi gerade beendet, als im August 2008 der kurze Krieg zwischen Georgien und Rußland um die Provinzen Südossetien und Abchasien ausbrach. Neil Ascherson schrieb seine Reportage über Abchasien wenige Monate später, nachdem sich der Nebel der Desinformation gelichtet hatte. Hundert Kilometer weiter westlich wird der einzige »Kindergrenzschutz« der Welt ausgebildet, im einstigen Pionierlager

Orljonok, wo die russische Autorin Katja Petrowskaja beobachtet, wie Polittechnologien des Kreml Kinder und Jugendliche auf ihre zukünftige Rolle auf der politischen Bühne einer wiedererstarkten Großmacht vorbereiten. Der Dichter Serhij Zhadan aus der ostukrainischen Metropole Charkiw folgt drei jungen Schwarzhändlern auf die Hanffelder der Krim und ins Sanatorium des Verteidigungsministeriums. Der polnische Fotograf Andrzej Kramarz macht sich auf in jene Traumlandschaften, die ihm während der kommunistischen Zeit nicht zugänglich waren. Im Mai 2003 besteigt er seine »Łajdazka« und radelt »mit hungrigen Augen« einmal rund ums Schwarze Meer: von Odessa ostwärts die Küste entlang, in den sechs Fahrradtaschen nicht nur Zelt, Kleidung und Landkarten, sondern auch die einzigen Bücher, die er in Polen auftreiben konnte: Herodot, Ascherson und eine Geschichte Georgiens. Ihn interessieren Alltagsszenen, kleine Orte, die abseits der touristischen Schauplätze vor sich hindämmern; sein Blick ist frei, denn er weiß nicht, was er sucht. Nach 58 Tagen kommt er im Donaudelta an, mit Hunderten von Bildern, aus denen wir gemeinsam eine Auswahl getroffen haben.

\*

Das Schwarze Meer ist das dem Westen fernste und fremdeste der europäischen Gewässer – und das unheimlichste. Unter der glitzernden Oberfläche, die im Sonnenlicht blau, türkis und grün daliegt, gähnt ein unausdenkbarer Abgrund: das bis zu 2200 Meter tiefe Becken zwischen Europa und Asien ist bis auf eine schmale obere Schicht randvoll mit toter Wassermasse. Fünf große Flüsse – Donau, Dnjestr, Dnjepr, Don und Kuban – münden in das Meer und spülen seit Zehntausenden von Jahren eine unverdauliche Menge organischen Materials hinein. Unterhalb von 150 bis 200 Metern erstickt das Meer – ein biochemischer Prozeß, bei dem der giftige Schwefelwasserstoff entsteht. Oberhalb der sauerstofflosen Zone jedoch wimmelt das Meer von Leben, und lange bevor die Menschen von der toten Tiefe wußten, haben sie von den Reichtümern der Fischgründe gelebt. Im Byzanz des 14. Jahrhunderts sollen sogar die armen Leute Kaviar im Überfluß gehabt haben.

Die älteste Geschichte vom Schwarzen Meer, die Argonautensage, han-

delt vom Aufbruch Jasons, des Seefahrers, der in den *abaton* hineinfährt, in eine furchterregende, für die Schifffahrt ungeeignete geographische Ödnis, um am »äußersten Ende der Welt« das Goldene Vlies zu finden. An ein unbekanntes Ufer zu kommen und sich dort auf Einheimische einstellen zu müssen, die einen als Eindringling empfinden könnten – diese Urszene der Kolonisierung hat am Schwarzen Meer eine besondere Einfärbung. Indem die Griechen den *pontos axeinos*, das »ungastliche Meer«, die dem Fremden feindliche Leere durchquerten, seine Wildheit zähmten und sich an den Küsten ansiedelten, verwandelten sie das Meer in ein »gastliches«, in einen *pontos euxeinós*. Sie hatten sich auf das unbekannteste der damaligen Meere hinausgewagt, jedoch nicht, um fremdes Land zu erobern, sondern um die Bevölkerung zu Hause mit Fisch zu versorgen. Ihre Ortschaften und Städte entlang der Schwarzmeerküste, so schreibt der griechische Autor Takis Theodoropoulos, der die alte Geschichte neu erzählt, müssen wir uns vorstellen »wie Raumstationen an den äußersten Enden des Universums«.

Ausgrabungen in Westgeorgien, der Kolchis, wohin Jason aufgebrochen war, belegen, daß die »Einheimischen«, mit denen die Griechen bereits in mykenischer Zeit in Berührung kamen, die Skythen waren – Reiternomaden, die von Südsibirien und der chinesischen Grenze her durch die eurasische Steppe zogen und bis ins zweite vorchristliche Jahrhundert nach Westen bis in das Karpatenbecken und nach Schlesien vordrangen. In ihren Nachfolgern, den Hunnen und den Sarmaten, entdeckt der polnische Autor Andrzej Stasiuk ein Stück der eigenen Vergangenheit: zwischen Donaumündung und Dnjepr hielten seit Ende des 15. Jahrhunderts Polen und Litauer zu Pferde »die Osmanen in Schach, damit Europa ungehindert seine Renaissance und seinen Barock entfalten konnte«.

Odessa hieß damals noch Chadzibey, eine tatarische Ortschaft am »Steppenmeer«(Stasiuk), die später zur osmanischen Festung »Neue Welt« ausgebaut wurde. Dreihundert Jahre später fiel sie im russisch-türkischen Krieg. Nach dem Vorbild Peters des Großen, der seine »nördliche Hauptstadt« an der Ostsee aus den eisigen Sümpfen gestampft und mit den besten italienischen und französischen Architekten und Städtebauern als »Fenster zum Westen« hatte errichten lassen, befahl am Ende desselben Jahrhun-

derts Katharina die Große, dieses gewaltige Vorhaben zu wiederholen und ein »Palmyra des Südens« zu errichten: den ersten eisfreien Hafen des Russischen Reichs.

\*

Odessa liegt heute in der Ukraine. Für die furiose junge Dramatikerin Nicoleta Esinencu aus dem 170 Kilometer entfernten Chişinău (russisch: Kischinjaw) war Odessa ein Kindheitsort, der erste Strand ihres Lebens und ein Hafen, an dem ihre Großmutter mit Matrosen um Bluejeans feilschte, die direkt aus Amerika kamen. Heute sind Jeans trivial, und eine Reise ans Schwarze Meer kann sich zum Alptraum auswachsen. Auch wenn Nicoleta Esinencu die »Räume des Jubels« nicht mehr kennengelernt hat – der gelbe Zug mit Tom und Jerry, die Melonen aus Cherson, die Abwesenheit von illegalem russischen Militär im prekären Schattenstaat Transnistrien, all das war in ihren Augen besser als die Fahrt nach Odessa im Schmugglerbus, die heute über den Basar »Siebter Kilometer« führt. Besser auf jeden Fall als die absurde Visumsprozedur, um nach Rumänien zu kommen. Seit Rumänien zur EU gehört, trennt die Grenze sogar Nachbarn voneinander, die dieselbe Sprache sprechen.

Der Name Odessa hat für Musik- und Büchermenschen auf der ganzen Welt einen magischen Klang. Die Stadt der jüdischen Aufklärung – vor allem Juden aus Brody und den benachbarten Regionen strömten nach den polnischen Teilungen Mitte der 1790er Jahre hierher –, die vielsprachige, internationale, offene Stadt mit ihrer Fülle musikalischer Begabungen, ein Laboratorium der Moderne, europäische Hafenstadt, ein wenig Triest, ein wenig Wien, ein wenig Paris und altes Griechenland, ein freierer Ort als die zaristische Beamtenstadt Petersburg – dieses alte Odessa existiert nicht mehr. Obwohl neben Ukrainern und Russen auch Juden, Rumänen, Griechen, Armenier, Georgier, Türken, Deutsche, Franzosen, Araber und andere noch in Odessa leben – das europäische Odessa war eine jüdische Stadt, die heute übergesiedelt ist in die Erinnerung der Emigranten und ihrer Nachkommen in New York, Tel Aviv oder Berlin.

Juden bildeten Anfang des 20. Jahrhunderts fast ein Drittel der Bevölkerung und machten Odessa zu einer »Genie-Erzeugungsanstalt«, wie Karl-

Markus Gauß in seinem Beitrag formuliert. Für ihn offenbart die Stadt ihr Geheimnis in dem eher peripheren »Museum für westeuropäische und orientalische Kultur«. An keinem anderen Ort sind das Vertraute und das Exotische gleich nah zueinander und gleich fern voneinander.

Westeuropa und sein Osten, der Orient und sein Westen – Hafenstädte wie Odessa, Varna und Istanbul, Constanța und Noworossisk, die in ihrer Frühzeit griechische Namen trugen und mit ihren wechselnden kulturellen und nationalen Zugehörigkeiten auf den historischen Landkarten sichtbar waren, sind heute Provisorien, mal labilere, mal festere Brückengebilde, Marktplätze. Es sind Orte des Übergangs, des Abstandnehmens und Übersetzens. Inzwischen stehen die Schiffslinien zwischen Trabzon und Sotschi, Batumi und Samsun, Jalta und Istanbul für die intensive türkisch-russische und kaukasisch-europäische Zusammenarbeit im Energiebereich. Niemand wird sie ernsthaft aufs Spiel setzen.

\*

Neben dem Schwarzmeertopos der Ost-West-Passage geistert auch der Topos der »letzten Welt« durch die Geschichte – und durch unser Buch. Der Rumänische Autor Mircea Cărtărescu, der an einem eisigen Wintertag am Kasino von Constanța den sich aufbäumenden Wellen zusieht und in den Schlund eines schwarzen Ungeheuers hinabzublicken scheint, erfährt den *Pontos Axeinos* ganz elementar als das Meer, das ihn zu hassen scheint, brutaler, wörtlicher – »das Meer ohne Fremde«.

Etwa hier, in der Gegend von Tomis, an den kalten, windigen Gestaden des lateinischen *Pontus Euxinus*, des unbezähmbarsten Meeres des Römischen Reichs, hatte vor fast zweitausend Jahren Ovid gestanden, der an die nordöstliche Peripherie, ans Ende der Welt verbannt worden war. Von Ovid bis Puschkin und Mickiewicz ist die Schwarzmeerküste als Ort der Verbannung und des Exils ambivalent: Puschkin hat auf der Krim die glücklichsten Monate seines Lebens verbracht und das Exil in Odessa dem in Kischinjew oder Michajlowskoje vorgezogen. Nicht allein ihm fiel der Abschied vom »freien Element« schwer. In der russischen Lyrik bis zu Ossip Mandelstam und Joseph Brodsky sind die »Tauris und der *Pontos euxinos*«, also die Krim und das Schwarze Meer, »die einzige greifbare An-

näherung an die griechische Welt, zu der diese Gegenden als Randgebiete gehörten«, wie Brodsky schrieb.

Das »Meer ohne Fremde«: Vom *euxeinos pontos* zurück zum *axeinos pontos* – das war ein Werk der Gewalt. An die Vertreibung der Pontos-Griechen, der Küstenbewohner, aus der Türkei nach dem griechisch-türkischen Krieg 1922 erinnert die in Berlin lebende Autorin Emine Sevgi Özdamar. *Kara dengiz, mavri thalasa, efksinos pontos* – das Schwarze Meer, das glück-schenkende Meer, das vielsprachige Meer führt bei ihr Klage gegen all diejenigen, die von ethnischer »Sauberkeit« träumten. Das vor Trauer schwarz gewordene Meer spricht als Zeuge der Untaten, die sich seit der Umwandlung des osmanischen Vielvölkerreichs in einen türkischen Nationalstaat an seinen Küsten und im Hinterland abgespielt haben.

\*

Es ist ein Paradoxon: Jede nur denkbare Zukunft scheint am Schwarzen Meer schon Vergangenheit zu sein. Die Möglichkeit friedlichen Zusammenlebens extrem unterschiedlich geprägter Menschen, die Religion, Sprache und Traditionen trennt; die Möglichkeit mörderischen Hasses, der zu Flucht, Vertreibung und Auslöschung führt – alles wurde schon einmal ausprobiert. Die Schwarzmeerregion scheint für den Widerstreit von Partikularinteressen und Konformitätszwang schlechthin zu stehen, für die gescheiterten Versuche, in einer Gegend, in der viele Völker und Kulturen zu Hause waren, Kolonialherrschaft zu etablieren oder Großmachtkonflikte auszutragen. Dabei waren die stark heterogenen Gemeinschaften, die sich einen Raum teilten, der wechselnder Herrschaft unterlag, geradezu ein Spezifikum der Schwarzmeerregion.

In der Leninstraße in Sewastopol, einer weißen, mediterran anmutenden Stadt, Stalin-Renaissance mit mailändischem Flair, wo Bankhäuser und Gebäude der Schwarzmeerflotte miteinander abwechseln, steht ein dynamisches Denkmal, das den jugendlichen Verteidigern der Stadt im Zweiten Weltkrieg gewidmet ist. In den Sockel ist eine gußeiserne Platte eingelassen: »Den Komsomolzen und der Jugend des Jahres 2017 von den Komsomolzen und der Jugend des Jahre 1995«, liest man dort, »zu öffnen am 7. November 2017«. An diesem Tag wird sich die Oktoberrevolution

zum hundertstenmal jähren, in diesem Jahr, 2017, der Pachtvertrag der russischen Schwarzmeerflotte mit der Ukraine auslaufen. Wird dann die Flotte nach Noworossisk verlegt? Oder womöglich nach Suchumi, wie man auf Grund der raschen Anerkennung Abchasiens durch Rußland nach dem Fünf-Tage-Krieg im August 2008 vermuten möchte?

*Manhattan Transfer* im gleichnamigen New-York-Roman von John Dos Passos ist eine Fähre, Protagonist die von Einwanderern eroberte Stadt, zersplittert in die Realitätspartikel und Lebensaugenblicke ihrer Bewohner. *Odessa Transfer*, ein Name für den Bus, der von Chişinău über Tiraspol zum größten Basar Europas, dem »Siebten Kilometer« fährt, versammelt Stimmen, die von den unaufhörlichen Wanderungen, den Aufbrüchen und Abschieden erzählen. Das Schwarze Meer ist die Hauptdarstellerin auf der Bühne einer Geschichte, die mit ihren Fragen und Herausforderungen aus den mythischen Anfängen heraufkam und noch immer auf eine neue Antwort wartet.

*Katharina Raabe*



Aka Morchiladze  
Eine Stadt riecht nach Flucht  
*Batumi/Georgien*

Es muß 1979 gewesen sein, als ein junger Mann in Batumi mitten in der Nacht auf der Straße von einer Polizeipatrouille angehalten und verhaftet wurde.

Das war noch zu kommunistischer Zeit, und die Stadt lag an der Grenze zur Türkei, einem angeblichen Feind der Sowjetunion. Sie bildete den ersten großen Festungswall, der den Feind aufhalten sollte.

Deshalb war Batumi nicht nur eine Stadt am Meer, ein Seebad oder ein Hafen, wo sich einst Churchill, Stalin und Roosevelt hätten treffen sollen. Dieser wohlthuend warme Ort hatte etwas durchaus Anheimelndes; doch nachts strichen die Lichtkegel der Suchscheinwerfer übers Meer. Für ein Kind, das aus einer anderen Stadt hierherkam, war es ein erstaunlicher, aufregender Anblick: die flackernden Lichter der Grenztruppen auf der Wasserfläche, die Verrückte oder Tollkühne davon abhalten sollten, ins Meer zu springen, über die Grenze zu schwimmen, weiter und immer weiter, hinein in die absolute Freiheit.

Es kursierten Geschichten über Schwimmer, die kilometerlang die Schwarzmeerküste entlanggeschwommen waren. Auch ein Film von Irakli Kwirikadse, *Der Schwimmer*, handelt von so einem Mann, der unbedingt aus der Sowjetunion herauskommen wollte. Soweit ich weiß, hat keine dieser romantischen Verzweiflungstaten ein glückliches Ende genommen, zumindest nicht in Batumi. Ich habe nie von jemandem gehört, der es von Batumi oder von Sarpi, einem Dorf an der Grenze im äußersten Süden, bis in die Türkei geschafft hätte. Selbst um in dieses kleine Dorf zu gelangen, brauchte man eine Sondergenehmigung.

Ich kenne die Legende von einem namenlosen Helden, der bei seiner Flucht übers offene Meer von sowjetischen Soldaten erschossen wurde. Das ist schon die ganze Geschichte. Hätte man seinen Namen nicht vergessen, wäre es keine Legende mehr gewesen.

Vielleicht erzählte man sie nur, um sich an der Idee festzuklammern,

daß es einen Ausweg aus dem Sowjetleben gab: Man mußte einfach nur davonschwimmen!

Die Grenze wurde auf ganz anderen Wegen überwunden.

Das waren blutigere Geschichten, echte Tragödien; Flugzeugentführungen zum Beispiel.

Im Herbst 1986 versuchte eine Gruppe von Jugendlichen, den Piloten eines Passagierflugzeugs zu nötigen, nicht wie geplant nach Batumi, sondern in die Türkei zu fliegen. Dem Piloten gelang es, sie zu täuschen; die Maschine landete wieder in Tbilissi. Eine sowjetische Spezialeinheit stürmte das Flugzeug und eröffnete das Feuer – auf Entführer wie Passagiere gleichermaßen. Mehrere Menschen starben. Wer von den Entführern überlebt hatte, wurde vor Gericht gestellt und zum Tod durch Erschießen verurteilt, mit ihnen ein Priester, der zwar selbst nicht im Flugzeug dabeigewesen war, aber als Mentor und Freund der jungen Leute galt. Hier zeigt sich ein tragischer Zug in der georgischen Geschichte der achtziger Jahre: Diese jungen Leute waren nicht einfach Entführer, sondern Kinder angesehener Familien, die aus der Sowjetunion fliehen wollten und keinen anderen Weg mehr gesehen hatten.

Dem Fall war ein anderer vorausgegangen: Ein Vater und seine beiden Söhne – sie stammten aus dem Baltikum – verlangten beim Start in Batumi ebenfalls, in die Türkei ausgeflogen zu werden. Und sie schafften es. Doch bei der Entführung kam eine Stewardess ums Leben. Die Balten wurden nicht an die Sowjets ausgeliefert. Wo sie heute auch sein mögen, seit damals müssen sie mit der Erinnerung an diese Flucht leben.

Ja, diese Stadt roch schon immer nach Flucht.

Ich war gerade vierzehn geworden, da lief mir auf der Promenade in Batumi ein Junge über den Weg, den ich von früher kannte. Er war etwas älter als ich, und eine Zeitlang war ich ihm jeden Sommer in der kleinen Provinzstadt in Westgeorgien begegnet, wenn wir bei Großmutter in ihrem alten Haus zu Besuch waren. Der Junge galt im Städtchen als Rowdy, und ich war deshalb nicht sonderlich erfreut, ihm wieder zu begegnen. Er machte sich an mich heran wie diese Typen, die auf der Straße herumhängen und schnorren, und nahm mich dann beiseite.

Er bat um Geld. Er benötigte es dringend.

Es hatte nicht den Anschein, als wollte er mich erpressen. Aber wenn je-

mand, der sich auf seine Körperkraft verlassen kann, dich um etwas bittet, fehlt zur Erpressung nicht viel. Ich gab ihm alles, was ich dabei hatte, und er umarmte mich und sagte, ich hätte ihm einen riesigen Gefallen getan. Dabei hatte ich ihm lächerliche sieben Rubel gegeben. Dann spazierten wir gemeinsam die Promenade entlang, auch wenn man das kaum als Spaziergang bezeichnen konnte, denn er blickte sich andauernd um und machte einen verängstigten Eindruck. Ich fragte mich, ob er etwas gestohlen hatte und deshalb auf der Flucht war.

Warum mußte er ausgerechnet mir über den Weg laufen? Das Wetter war herrlich, unten am Strand warteten meine Freunde auf mich, und ich ging hier mit ihm auf und ab. Irgendwie spürte ich, daß er meine Begleitung brauchte.

Als wir uns auf eine Bank setzten, deutete er auf einen Mann, der uns gegenüber, auf der anderen Seite der Promenade, auf einer Bank saß. Noch nie hatte ich jemanden gesehen, der einen so schrecklichen und gefährlichen Eindruck auf mich machte. Er trug ein sonderbares Hemd, hatte rußverschmierte Hände und beobachtete uns mit furchterregender Miene.

Heute denke ich, so schrecklich, wie er mir damals vorkam, kann er gar nicht gewesen sein. Der Junge teilte mir leise mit, der Mann sei sein Freund und er, der Junge, wolle ihn über die Grenze bringen. Sie hatten also vor, über die Grenze zu gehen. »Nicht ich – er muß das Land unbedingt verlassen«, flüsterte er mir zu, aber so, daß es dem Mann nicht auffiel. Die Art, wie er redete, paßte nicht zu einem Kriminellen. Warum er mir das alles anvertraute, ist mir bis heute nicht klar. Wahrscheinlich war er sehr aufgeregt. Wie die Geschichte ausgegangen ist, weiß ich nicht. Ich weiß nicht, ob der furchterregende Mann mit den rußverschmierten Händen es in die Türkei geschafft hat oder nicht.

Meinen Bekannten habe ich seitdem nur noch einmal wieder getroffen. Das war vor zwei Jahren in Tbilissi, mitten auf der Straße. Als er seinen Wagen anhielt und wir uns begrüßten, staute sich sofort der Verkehr, so daß ich nicht dazu kam, ihn zu fragen, ob es damals, vor achtundzwanzig Jahren, geklappt hat, ob der Mann es über die Grenze geschafft hat oder nicht. So was passiert dir nur in Tbilissi.

Batumi aber war eine Stadt der Flucht.

Steht man am Ufer, so sieht man auf das weite Meer hinaus; dreht man sich um, erblickt man mitten in der Hitze schneebedeckte Berge.

Hinter Batumi ragen die Berge empor, und in den Bergen liegen verwunschene Dörfer, tief in Wälder eingebettet. In diesen Dörfern gab es Menschen, die jeden Fremden, den sie in der Gegend entdeckten, sofort der Grenzpatrouille meldeten. Dann gab es kein Entkommen vor der sowjetischen Justiz.

In diesen Dörfern lebten aber auch Greise, weißbärtige, hagere alte Männer, die gestrickte Mützen trugen und noch ganz andere Zeiten erlebt hatten. Sie kannten die Pfade, die keine Grenzpatrouille jemals kontrollieren würde. Sie wußten, wann man durch das Dickicht gehen mußte, um dem Licht der Scheinwerfer, die den Wald absuchten, auszuweichen, und führten einen durch zuvor aufgewühltes Erdreich, in dem sich die Spuren gut verwischen ließen. Sie kannten die Schleichwege und hatten nahe Verwandte, Neffen oder Nichten, jenseits der Grenze, denn die Grenze ging damals mitten durch die Siedlungen und trennte die Familien. Von diesen Greisen wurde man zu vertrauenswürdigen Leuten geführt. Sie selbst kehrten noch vor Morgengrauen in ihre Häuser zurück und legten sich in aller Ruhe schlafen.

Um von Batumi in die Dörfer zu gelangen, brauchte es ein Vermögen und noch größeres Vertrauen. Man mußte jemanden finden, der einen hinführte und die Verbindung zu den Alten herstellte. Die Badesaison im Sommer war die günstigste Zeit dafür. Im Winter wäre ein Fremder sofort aufgefallen. Batumi ist keine große Stadt. Hier kennt jeder jeden. Jemand, der im Winter die Uferpromenade auf- und abging, hätte sofort Aufmerksamkeit erregt.

Alle, die seit den zwanziger Jahren fliehen wollten, haben den Weg über diese Berge genommen, so will es eine weitere Legende, an der etwas Wahres dran ist.

Diese Stadt steht in Georgien für Flucht.

Wahrscheinlich ist dies das Los von Städten, die an den Rand, an die Grenze von Imperien geraten sind. Wo das Meer beginnt, ist das äußerste Ende eines Landes erreicht. Meer bedeutet Weggehen. Weggehen bedeutet oftmals Fliehen.

Das gilt auch für Batumi. Zuerst klebte es am äußersten nordöstlichen Rand des Osmanischen Reichs, später an Rußland. Dennoch ist Batumi eine georgische Stadt.

Ihr Name ist griechischer Herkunft, wurde aber dem Georgischen angeglichen. Er bedeutet: tiefer Hafen. Die alte Kolchis und die griechische Neugründung. Urgeschichte. Unter den Mauern der römischen Festung, georgisch Gonio, soll sich die Grabstätte des heiligen Matthias befinden, der nach dem Verrat Judas' an Christus in den Kreis der Apostel aufgenommen wurde. Die gurischen Fürsten und die burgundischen Ritter, welche unvermutet an der Küste Batumis auftauchten. Die großosmanische Herrschaft und der Islam. Die Genuesen und das Russische Imperium. Die Kriege. Georgien. Britisches Protektorat und wieder Georgien.

Für die Georgier ist Batumi die Stadt des ewigen Verlusts und des ewigen Wiederfindens. Nicht nur die Stadt der Flucht.

Mein Großvater war zwanzig Jahre alt, als er zum erstenmal das Meer sah. Er lag bäuchlings auf einem Lastwagen, als die Truppen der georgischen Armee, die auf dem Rückzug war, den letzten Befestigungswall erreichten: Batumi. Hinter Batumi beginnt das Meer. Weiter kann man sich nicht zurückziehen. Entweder du fliehst oder du stirbst. Das war im März 1921. Tbilissi war bereits von der russischen Roten Armee besetzt, und die georgische Regierung befand sich mit den Überresten der Streitkräfte auf dem Weg Richtung Meer.

Mein Großvater war verletzt. Ein Granatsplitter steckte ihm in der Hüftgegend, und er dämmerte vor sich hin. Da sah er zum erstenmal das Wasser.

An frühen Märztagen ist vom Meer nichts Gutes zu erwarten, nicht einmal in einer subtropischen Gegend, wo an der Küste Palmen und Zitronenbäume wachsen. Mein Großvater war damals Student. Vermutlich hat man ihn zum Militärdienst einberufen, vielleicht hatte er sich auch als Freiwilliger gemeldet, ich weiß es nicht mehr. Zwei der drei Granatsplitter wurden ihm im Hospital von Batumi entfernt. Den dritten hat er sein Leben lang behalten.

In jenen Tagen ereigneten sich sonderbare Dinge in Batumi. Die Rote Armee rückte immer näher. Im Süden standen die osmanischen Truppen.